



ANDREW TAYLOR

EINE MESSE FÜR
DIE TOTEN

Weltbild

Ruhig und beschaulich geht es zu in der altherwürdigen Bischofsstadt Rosington im Süden Englands. Hier lebt die Pfarrersfrau Janet Byfield, beste Freundin und Zuflucht für Wendy Appleyard nach dem Scheitern von deren Ehe. Als aber Janets Vater ermordet wird, beginnt die idyllische Fassade mehr und mehr zu bröckeln, und es ist die Außenseiterin Wendy, die in dieser Tragödie die dunklen Schatten einer unheilvollen, mysteriösen Vergangenheit erahnt ...

»Andrew Taylor ist ein Meister im Beschreiben quälender Leidenschaften, die sich hinter konventionellen Fassaden verbergen.« Val McDermid

Roth-Trilogie

1. Die vier letzten Dinge
2. Das Recht des Fremdlings
3. Eine Messe für die Toten

Andrew Taylor

Eine Messe für die Toten

Roman

Aus dem Englischen von Renate Orth-Guttmann

Weltbild

Der Autor

Andrew Taylor wurde 1951 in Stevanage, England, geboren. Nach dem Studium in Cambridge und London übte er eine Anzahl von Berufen aus, bis er sich 1981 hauptberuflich dem Schreiben zuwandte. Er ist der Autor zahlreicher preisgekrönter Kriminalromane, darunter die Romane der Lydmouth-Serie mit Detective Inspector Thornhill und der Journalistin Jill Francis. Daneben verfasste Andrew Taylor die Roth-Reihe.

Weitere Informationen zu Andrew Taylor und seinen Romanen unter: www.andrew-taylor.co.uk.

Die englische Originalausgabe erschien 2000 unter dem Titel The Office of the Dead bei HarperCollins, London.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2000 by Andrew Taylor

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2002 by Paul Zsolnay Verlag, Wien

Übersetzung: Renate Orth-Guttmann

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-652-8

Für Vivien.
In Liebe und Dankbarkeit.

ERSTER TEIL

Die Pforte in der Mauer

1

»Ich bin niemand«, sagte Rosie.

Das waren die ersten Worte, die ich von ihr hörte. Ich stieß die Pforte in der Mauer auf, und da war Rosie. Mit roten Sandalen, in einem hellbeigefarbenen Baumwollkleid mit Blümchenstickerei auf dem Oberteil, mit blauen Bändern im blonden Haar. Die Bänder und Blumen hatten genau die Farbe ihrer Augen. Sie sah sehr ordentlich aus – wie der Garten, wie alles, was Janet gehörte.

Janet hatte mir Fotos geschickt, deshalb wusste ich, dass es Rosie war, aber ich fragte sie nach ihrem Namen, wie man das so macht, wenn man ein Kind kennenlernt und das Eis brechen will. Namen sind wichtig. Namen prägen sich ein.

»Niemand? Das glaube ich nicht.« Ich stellte den Koffer auf dem Gartenweg ab und hockte mich hin, um mich so klein zu machen, wie sie es war. »Wetten, dass du in Wirklichkeit ein Jemand bist? Ein verkleideter Jemand.«

»Ich bin niemand.« Sie sah nicht ungeduldig, aber sehr entschlossen drein. »So heiße ich.«

»Niemand heißt niemand.«

Sie verschränkte, ein Kreuz aus Fleisch und Knochen bildend, die Arme vor der Brust.

»Ich schon.«

»Warum?«

»Weil niemand vollkommen ist.«

Sie drehte sich um und hüpfte den Gartenweg hoch. Ich richtete mich auf und sah ihr nach. Rosie spielte Hopse – ohne Stein, in einem unsichtbaren, von ihr selbst erfundenen Muster. Ein Sprung auf einem Bein, der nächste mit beiden Beinen. Ohne sich nach mir umzudrehen, hüpfte sie bis zur halb verglasten Haustür. Die Sohlen ihrer Sandalen klatschten wie träger Applaus auf die Steinplatten. Jedes Mal, wenn sie – auf einem oder auf beiden Beinen – landete, lief der Ruck durch ihren ganzen Körper und in kleinen Kräuselwellen durch ihr Haar.

Es gab mir einen neiderfüllten, fast wütenden Stich. Niemand war schön. O ja, dachte ich, niemand ist vollkommen. Niemand ist das Kind, das ich mir immer gewünscht habe, das Kind, das Henry mir vorenthalten hat.

Seit Tagen, ja Wochen bemühte ich mich, nicht an Henry zu denken. Jetzt sah ich eine Sekunde lang sein Gesicht deutlicher vor mir als Rosie und das Haus. In diesem Augenblick hätte ich ihn ermorden können, hätte ich am liebsten Henry und alles andere, was mir je widerfahren war, zu einem harten, schwarzen kleinen Ball zusammengerollt und in den tiefsten, dunkelsten Winkel des Pazifik geworfen.

Später versuchte ich, David das auseinanderzusetzen – in einem dieser bruchstückhaften, aber intensiven Gespräche, die wir während Janets Krankheit führten.

»Du kannst dich nicht vor der Vergangenheit verstecken, Wendy«, sagte er. »Du kannst nicht so tun, als sei sie nicht da, als sei sie nicht wichtig.«

»Warum nicht?« Ich war zu der Zeit schon ein bisschen angesäuelt und sprach unbeabsichtigt laut. »Wenn du mich fragst, haben Menschen, die in der Vergangenheit leben, etwas Klägliches. Sie ist vorbei, sie ist erledigt.«

»Das ist sie nie. Zumindest so lange nicht, bis du selbst erledigt bist. Die Vergangenheit – das bist du.«

»Halt mir keine Vorlesung, David.« Ich lächelte liebenswürdig und blies ihm Zigarettenrauch ins Gesicht. »Du stehst nicht vor deinen Studenten, verdammt noch mal.«

Aber natürlich hatte er recht. Dass er so oft recht hatte, regte mich an David immer wieder auf. Er war ein so arroganter Pinsel, dass man förmlich hoffte, er würde mal unrecht haben. Und als er dann schließlich auf so tragische Weise im Irrtum war, brachte ich keine Schadenfreude auf, da tat er mir nur leid. Für sich selbst hat er wohl mit dem Rechthaben immer wenig Glück gehabt.

In meiner Jugend waren die Menschen meiner Umgebung stolz auf ihre Vergangenheit und stolz auf die Orte, in denen sie lebten.

Meine Eltern waren in Bradford geboren und aufgewachsen. Bradford war in fast jeder Hinsicht allen anderen Städten überlegen – vom Rathaus bis zu den Kaufhäusern, von den Philanthropen bis zum Regenwetter. Ebenso überzeugt waren meine Eltern davon, dass Yorkshire, Gottes eigenes Land, alle anderen Grafschaften übertraf. Wir wohnten in einem baumbestandenen Vorort im Harewood Drive 93, in einer Doppelhaushälfte mit vier Schlafzimmern, einer Garage im Tudorstil und einer Standuhr in der Diele.

Mein Vater besaß ein Juweliergeschäft in der York Street. Sein Vater hatte das Geschäft gegründet, und der Sohn hatte es ohne Begeisterung übernommen. Er hatte zwei Liebhabereien, die er beide zu Hause pflegen konnte – seinen Gemüsegarten und meine Brüder.

Howard und Peter waren Zwillinge und zehn Jahre älter als ich. Für mich waren sie damals – und sie sind es noch immer – überlebensgroße, halbgöttergleiche Gestalten, die kaum Notiz von mir nahmen. Es fällt mir sehr schwer, mir in Erinnerung zu rufen, wie sie aussahen.

»Irgendetwas im Zusammenhang mit ihnen muss dir doch im Gedächtnis geblieben sein«, sagte Janet bei einem der vertraulichen Gespräche, die wir in der Schule führten.

»Sie haben Cricket gespielt. Wenn ich an sie denke, rieche ich immer Massageöl.«

»Haben sie sich nie mit dir unterhalten? Irgendwas mit dir unternommen?«

»Ich weiß noch, dass Peter mich ausgelacht hat, weil ich dachte, Hitler ist der Name des Gemüsehändlers am Bahnhof. Und einer von ihnen hat mich angeraunt, ich sollte den Mund halten, als ich vor der Hintertür hingefallen bin und geheult habe.«

»Das klingt, als wenn du ohne sie besser dran wärst«, sagte Janet bekümmert.

Als ich zehn war, starben sie beide – Peter in seinem Schiff, das im Atlantik versenkt wurde, und Howard in Nordafrika. Die Meldungen erreichten meine Eltern innerhalb einer Woche. Danach war in meiner Erinnerung das Haus immer dunkel – wie bei heruntergelassenen Rouleaus und zugezogenen Vorhängen. Das geräumige Wohnzimmer nach hinten heraus wurde ein Schrein für die teuren Verblichenen. Wohin man auch sah, begegnete der Blick Fotos von Howard und Peter. Auch von mir gab es ein oder zwei, die aber standen im dunkelsten Winkel auf einem Schrank mit Büchern, die niemand las, und mit Porzellangeschirr, das niemand benutzte.

Obwohl ich noch ein Kind war, merkte ich, dass mein Vater sich nach ihrem Tod veränderte. Er schrumpfte. Er ging gebeugter als vorher. Er buddelte immer länger verbissen im Garten herum. Später wurde mir klar, dass er in dieser Zeit auch das Interesse am Geschäft verlor. Vorher hatte er es als seine Pflicht angesehen, das Geschäft für Peter und Howard zu erhalten und weiterzuführen. Jetzt waren sie nicht mehr da, und es war ihm im Grunde nicht mehr wichtig. Er fuhr noch immer täglich in die Stadt, nahm immer noch genug ein, um die Rechnungen zu bezahlen, aber das Geschäft lag ihm nicht mehr am Herzen, er war nicht mehr stolz darauf. Ich glaube, nicht mal auf Bradford war er noch richtig stolz.

Mädchen zählten in der Welt meines Vaters nicht. Sie wurden gebraucht, um Söhne zu gebären und den Haushalt zu versorgen, waren wohl auch nützlich als Objekt der Begierde für Männer, die ihnen dann Schmuck im Geschäft in der York Street kaufen konnten, allenfalls noch als Verkäuferinnen und Putzfrauen, weil mein Vater ihnen weniger zahlen musste als Männern für die gleiche Tätigkeit. Aber eine Tochter brauchte er nicht.

Meine Mutter war da anders. Dass ich auf die Welt kam, war ein Versehen, glaube ich, vielleicht die Folge einer ungewohnt gelockerten Stimmung nach einer Weihnachtsfeier. Sie war vierzig, als ich geboren wurde, vielleicht hatte sie gedacht, es könne nichts mehr passieren, aber sie hatte sich eine Tochter gewünscht – nur eben leider keine Tochter wie mich. Sie hätte gern eine Tochter wie Janet gehabt.

Diese Tochter hätte sich mit ihr Strickmuster angesehen und sich für hübsche Kleider begeistert. Die Tochter, die sie bekam, schnappte ungehörige Ausdrücke auf, wie eine Katze sich Flöhe holt, und wollte hinten im Garten Bachläufe anlegen.

Heute tut es mir leid, dass wir so wenige Gemeinsamkeiten hatten. Sie brauchte mich, und ich brauchte sie, aber unsere Bedürfnisse deckten sich nicht. Je älter ich wurde, desto klarer wurde uns das beiden. Und so kam es, dass ich Janet kennenlernte.

Ich habe den Verdacht, dass mein Vater mich aus dem Haus haben wollte, weil ich eine unwillkommene Ablenkung war. Meine Mutter wollte, dass ich lernte, eine Dame zu sein und mit ihr über Mode und Kochrezepte zu reden, damit ich mir einen netten jungen Mann an Land ziehen und heiraten und ihr eine zweite Familie vollkommener Enkel schenken konnte.

Meine Mutter weinte, als sie sich auf dem Bahnhof von mir verabschiedete. Ich sehe noch die Tränen, die sich wie glitzernde Schneckenspuren durch den Puder auf ihren Wangen zogen und sich in den trockenen Schluchten ihrer Runzeln sammelten. Sie liebte mich, und ich liebte sie, aber wir haben es nie gelernt, unbefangen miteinander umzugehen.

Sie schickten mich ins Internat. Es war Krieg, und ich war noch nie von meinen Eltern getrennt gewesen, abgesehen von einem Vierteljahr zu Kriegsbeginn, als alle damit rechneten, dass die Deutschen unsere Städte kaputtbomben würden.

Diesmal war alles anders. Der Zug bewegte sich eine halbe Ewigkeit lang zischend und rasselnd durch eine verdunkelte Welt. Offiziell war ich in der Obhut eines älteren Mädchens, einer Vertrauensschülerin des Internats Hillgard House, deren Großmutter ein paar Meilen nördlich von Bradford wohnte. Das Mädchen flirtete während der ganzen Fahrt mit irgendwelchen Soldaten. Als sie zum ersten Mal von einem eine Zigarette annahm, beugte sie sich zu mir hinunter und sagte: »Wenn du auch nur ein Wort davon erzählst, kannst du was erleben!«

Es war Januar, und Kälte und Dunkelheit machten alles noch schlimmer. Wir mussten viermal umsteigen. Jeder Zug erschien uns kleiner und überfüllter als der davor. Endlich ging die Vertrauensschülerin zur Toilette, und als sie zurückkam, hatte sie die Schminke abgewaschen und sich in ein Schulmädchen mit roten Backen und glänzender Nase verwandelt. Beim nächsten Halt stiegen wir aus. Wir standen auf einem Dorfbahnhof, in die undurchdringliche Schwärze der Verdunkelung gehüllt, umgeben von misstönenden

Geräuschen, die ich mir nicht erklären konnte. Es war, als wäre ich aus dem verräucherten Zugabteil mit den beschlagenen Fenstern in die Finsternis einer noch ungeschaffenen Welt getreten.

Wir hörten eine Männerstimme sagen: »Im Warteraum sitzen noch drei. Jetzt reicht's für ein Taxi.«

Die Vertrauensschülerin nahm ihren Koffer in die eine Hand und mich an die andere und zog mich in den Warteraum. Und dort sah ich Janet Treevor zum ersten Mal. Zwischen zwei größere Mädchen eingeklemmt, weinte sie still in ein spitzengesäumtes Taschentuch. Als wir hereinkamen, sah sie auf, und sekundenlang begegneten sich unsere Blicke. Sie war der schönste Mensch, den ich je gesehen hatte.

»Ist das auch eine Neue?«, fragte meine Begleiterin.

Eins der größeren Mädchen nickte. »Seit London hat sie die Wasserleitung nicht abgestellt«, sagte sie. »Aber von der Heulerei abgesehen, scheint sie harmlos zu sein.«

Die Vertrauensschülerin schubste mich zu der Bank. »Los, Wendy, setz dich zu ihr.« Sie sah zu, wie ich, meinen Koffer hinter mir herziehend, zur Bank hinüberging. »Bloß gut, dass du nicht auch so eine verdammte Flennliese bist.«

Mein Name, Wendy, war mir von Anfang an verhasst. Er schließt alles das ein, was meine Mutter sich gewünscht hatte und was ich nicht bin. Meine Mutter schwärmte für Peter Pan. Als ich acht war, wurde das Stück zu Weihnachten gespielt. Ich wand mich während der ganzen Aufführung vor Verlegenheit, während meine Mutter genüsslich weinte und die salzigen Tropfen in die Konfektschachtel fallen ließ, die geöffnet in ihrem Schoß lag. Es heißt, dass James Barrie sich den Namen für die Tochter eines Freundes ausgedacht hat. Erst hatte er sie Friendly genannt, daraus wurde mit unerbittlicher Folgerichtigkeit »Friendly-Wendy«, was wiederum zu »Wendy« mutierte, und diesen Namen hat der fürchterliche Schotte dann der Nachwelt im Allgemeinen und mir im Besonderen hinterlassen. Die einzige Figur, die ich in der unsäglichen Geschichte von Peter Pan sympathisch fand, war Captain Hook.

»Wendy«, flüsterte Janet, als wir, von einem nach Schweiß und Pfefferminz riechenden weiblichen Fleischberg in eine Ecke gedrängt, auf dem Rücksitz des Taxis saßen. »Was für ein hübscher Name.«

»Und wie heißt du?«

»Janet. Janet Treevor.«

»Janet finde ich gut«, sagte ich, um an Höflichkeit nicht zurückzustehen.

»Ich nicht. Es klingt so fad.«

»Schade, dass wir nicht tauschen können.«

Ich fühlte ihren Atem auf meiner Wange und spürte, dass ihr Körper bebte. Auch wenn ich bei dem Radau der anderen Mädchen und dem Motorengeräusch nichts hören konnte, wusste ich, dass Janet kicherte.

So also fing es an mit Janet und mir. Wir waren die einzigen Neuen in unserem Jahrgang. Die anderen waren im September gekommen und hatten schon Freundschaften geschlossen. Es lag nahe, dass Janet und ich uns zusammentaten, aber warum wir Freundinnen wurden, weiß ich nicht. Janet war mir ebenso unähnlich, wie meine Mutter es war. Aber in ihrem Fall – unserem Fall – wirkten die Unterschiede nicht trennend,

sondern verbindend.

Hillgard House war eine Villa aus dem späten 18. Jahrhundert in Herefordshire, mitten auf dem Land. Das nächste Dorf war zwei Meilen entfernt. Der Unterricht war schauerhaft, das Essen häufig kaum genießbar. Wenn es regnete, wurden fünf, sechs Eimer unter die undichten Stellen in den Schlafsälen im Obergeschoss gestellt, wo die Dienstbotenkammern gewesen waren, und das leise Plop-Plip-Plop der Tropfen begleitete uns in den Schlaf.

Die Schulleiterin hieß Miss Esk, und sie und ihr Bruder, der Hauptmann, wohnten im Südflügel. Dort gab es Teppiche und Kaminfeuer, und manchmal, wenn die Fenster offen standen, hörten wir Musik. Die Esks hatten eine eigene Haushälterin, die sich dem Personal der Schule haushoch überlegen fühlte und Wert auf Distanz legte. Der Hauptmann ließ sich selten sehen. Es hieß, er habe im Ersten Weltkrieg eine mysteriöse Verwundung davongetragen, von der er sich nie ganz erholt hatte. Die Mädchen aus den oberen Klassen spekulierten gern über die Art dieser Wunde. Als ich älter wurde, stieg ich in der allgemeinen Achtung, als ich die Vermutung äußerte, er sei kastriert worden.

Im Internat hatten wir ständig Hunger. Es sei eben Krieg, pflegte Miss Esk zu sagen, da könnten wir nicht den im Frieden üblichen Komfort erwarten, auf den allerdings, wie wir immer wieder feststellen konnten, Miss Esk selbst offenbar nicht zu verzichten brauchte. Im Rückblick glaube ich, dass die Esks im Krieg ein Vermögen verdient haben. Die Gegend, in der die Schule lag, galt als relativ sicher vor Bombenangriffen und einer möglichen Invasion. Viele Väter waren eingezogen, die wenigsten Eltern hatten Zeit und Lust, Betreuung und Wissensvermittlung der Schule zu überprüfen. Ihnen war es vor allem wichtig, ihre Töchter außer Gefahr zu wissen, und in gewissem Sinne waren wir das ja auch.

Janet und ich liebten das Internat nicht, aber wir gewöhnten uns daran. Für mich hatte es drei Vorzüge. Erstens hätte ich mir keine bessere Freundin wünschen können als Janet, zweitens waren wir wegen des Krieges und der Inkompetenz der Esks einen Großteil der Zeit uns selbst überlassen, und drittens gab es die Bibliothek.

Das war ein hoher schmaler Raum mit Blick auf spärliches Buschwerk am nördlichen Ende des Hauses; der Raum enthielt Bücherregale, die sich an allen vier Wänden entlangzogen, und einen Marmorkamin, dessen Rost von einem hohen Rußberg zugedeckt war. Die Regale waren nur halb gefüllt, bargen aber – ähnlich wie die Dombibliothek von Rosington – ungeahnte Schätze.

In den fünf Jahren, die wir dort verbrachten, hat Janet wohl jeden Band gelesen oder zumindest in der Hand gehabt. Sie las Ivanhoe und den Ursprung der Arten, Popes gesammelte Werke, gebundene Jahrgänge von Punch, und ich bildete mich durch Janet aus zweiter Hand.

Im letzten Schuljahr entdeckte sie ein Exemplar von Marquis de Sades Justine in französischer Sprache. Das Buch – in Kalbsleder gebunden, die Seiten bräunlich gefleckt wie eine Altmännerhand – war in einem großen braunen Umschlag hinter den gesammelten Predigten des Bischofs Berkeley versteckt. Janet las fließend Französisch – eine der Fertigkeiten, die man in ihrer Familie offenbar fast durch Osmose erwarb –, und wir brachten eine ganze Woche im Sommertrimester damit zu, uns durch das Buch zu

kämpfen, das langweilig war, uns aber manchmal zum Lachen brachte.

In den ersten Trimestern machten sich die anderen häufig über uns lustig. Janet war klein und zart wie ein Porzellanfigürchen aus der Glasvitrine von Miss Esks Wohnzimmer. Ich war immer ein Tolpatsch. Damals musste ich eine Brille tragen, und Hände und Füße waren zu groß an mir. Janets Blusen sahen auch nach mehrmaligem Tragen aus, als kämen sie frisch aus dem Schrank, während ich nur eine Tasse Tee in die Hand zu nehmen brauchte, um die Hälfte des Inhalts auf dem Kleid zu haben.

Meine Mutter hatte gehofft, Hillgard House würde eine Dame aus mir machen. Mein Vater hatte gehofft, durch das Internat wäre ich ihm für den größten Teil des Jahres aus dem Weg. Seine Hoffnung hat sich erfüllt, ihre nicht. Wir lernten in Hillgard House nicht, junge Damen zu sein, wir lernten, als junge Wilde in einem Dschungel zu überleben, in dem die Esks die Raubtiere gaben.

Eine Familie wie die von Janet kannte ich bis dahin noch nicht. Vielleicht brachte Bradford keine Menschen wie die Treevors hervor.

Lange Zeit war unsere Freundschaft etwas, was nur in die Schulzeit gehörte. Unser Leben zu Hause verlief davon völlig getrennt. Ich erinnere mich, dass ich mich meiner Herkunft schämte und dass ich mir Janets Eltern schön, stolz und vornehm vorstellte. Dass sie – wie Janet – hochintelligent waren, wusste ich schon. Janets Vater war an der Front, aber vor dem Krieg hatte er Vorlesungen über Literatur gehalten und für Zeitungen geschrieben. Janets Mutter hatte einen hochrangigen Posten in einem Ministerium. Ich habe nie erfahren, was genau sie dort machte, aber es hatte wohl etwas mit Übersetzungen zu tun, sie sprach fließend Französisch, Deutsch und Russisch und hatte gute Kenntnisse in mehreren anderen Sprachen.

Im Sommer 1944 mieteten die Treevors für zwei Wochen ein Cottage bei Stratford. Janet fragte, ob ich Lust hätte, mitzukommen. Meine Mutter war ganz aufgeregt, weil ich mit »besseren« Leuten Umgang hatte.

Mir war fast schlecht vor Angst, aber meine Sorgen waren unbegründet. Mr. und Mrs. Treevor verbrachten den Urlaub hauptsächlich damit, sich zum Arbeiten in eins der Schlafzimmer zurückzuziehen oder Bekannte in der Gegend zu besuchen. John Treevor war ein hagerer Mann mit großer Nase und gewölbter Stirn. Damals dachte ich, die Wölbung sei nötig, weil er mehr Gehirnzellen hatte als andere Leute. Hin und wieder tätschelte er Janets Kopf, und einmal fragte er mich, ob ich mich gut amüsierte, wartete aber die Antwort nicht ab.

Mrs. Treevor ist mir besser in Erinnerung geblieben, weil Janet und ich von ihr aufgeklärt wurden. Wir hatten zugesehen, wie auf dem Hof nebenan ein Wurf Kätzchen zur Welt kam. Janet fragte ihre Mutter, ob auch Menschen vier auf einmal bekommen könnten. Das führte zu einem prägnanten Vortrag über Sex, Schwangerschaft und Geburt. Mrs. Treevor sprach zu uns wie vor Studenten über ein mathematisches Thema. Ich traute mich nicht, sie anzusehen, und spürte, dass ich rot wurde.

Später fragte Janet in der Dunkelheit unseres gemeinsamen Zimmers: »Kannst du dir vorstellen, wie sie ...?«

»Nein. Bei meinen auch nicht.«

»Wie eklig.«

»Glaubst du, sie haben das Licht dabei angelassen?«

»Schließlich mussten sie ja sehen, was sie machen.«

»Ja, aber stell dir bloß vor, wie sie ausgesehen haben ...«

Gleich darauf wummerte Mrs. Treevor an die Trennwand, weil wir so schrecklich lachen mussten.

In jenem Jahr kam Janet nach Weihnachten eine ganze Woche zu uns in den Harewood Drive. Sie und meine Mutter mochten sich auf Anhieb. Meinen Vater fand Janet traurig und lieb. Sogar meine toten Brüder gefielen ihr. Immer wieder betrachtete sie die Fotos von Howard und Peter und verweilte besonders bei denen, die sie heldisch in Uniform zeigten.

»Wie gut sie aussehen«, sagte sie. »Wie schön sie sind.«

»Und wie tot«, ergänzte ich.

Damals war der Tod selbstverständlicher Bestandteil unseres Lebens. Väter und Brüder unserer Mitschülerinnen fielen. Die Schwestern und Töchter wurden zur Hausmutter geschickt und bekamen dort Kakao und Rührei auf Toast. Der Tod von Howard und Peter verschaffte mir – auch wenn er schon vor meiner Ankunft im Internat eingetreten war – einiges Ansehen, weil sie Zwillinge gewesen und so kurz nacheinander gestorben waren.

Ich gebe gern zu, dass ich eifersüchtig dabeistand, wenn Janet meine unglücklichen Brüder bewunderte, aber auf die Freundschaft zwischen Janet und meiner Mutter war ich nie eifersüchtig, denn sie grenzte mich nicht aus, in gewisser Weise entlastete sie mich sogar. Wenn Janet bei uns war, brauchte ich kein schlechtes Gewissen zu haben.

Bei diesem ersten Besuch nähte meine Mutter aus kostbarem Vorkriegsstoff, den sie seit 1939 hütete, ein Kleid für Janet. Ich sehe uns zu dritt in dem kleinen Nähzimmer im ersten Stock sitzen. Ich hockte auf dem Fußboden und las ein Buch. Hin und wieder blickte ich zu ihnen hoch. Ich sehe meine Mutter mit Stecknadeln im Mund vor Janet knien, sehe Janet, die wie eine Tänzerin die Arme über den Kopf hebt und sich langsam dreht. Ihre Gesichter waren verzückt und feierlich wie in der Kirche.

Wir erzählten uns abwechselnd unsere Träume. Im Winter schliefen wir manchmal eng aneinandergeschmiegt, um möglichst viel Wärme zu speichern. Wir legten unsere Informationen über verbotene Themen wie Menstruation und männliche Geschlechtsorgane zusammen. Wir übten das Verliebtsein und spielten abwechselnd den Mann. Wir wirbelten im Walzerschritt durch die Bibliothek und summten die Schöne blaue Donau. Wir tauschten lange Küsse mit geschlossenen Lippen und machten das nach, was wir im Kino gesehen hatten. Wir erfanden Gespräche.

»Hat Ihnen schon mal jemand gesagt, was für schöne Augen Sie haben?«

»Wie lieb von Ihnen – aber so etwas dürften Sie eigentlich gar nicht aussprechen.«

»Ich habe noch nie so für einen Menschen empfunden.«

»Ich auch nicht. Ist der Mond heute Nacht nicht wunderschön?«

»Nicht so schön wie Sie.«

Und so weiter. Heutzutage würde es heißen, unsere Beziehung hätte eine lesbische Komponente gehabt, aber das stimmt nicht. Wir spielten Erwachsensein.

Irgendwo im Hintergrund schleppte der Krieg sich hin und ging schließlich zu Ende. In meiner Erinnerung an den Krieg ist keine Angst, sondern nur Langeweile. Vermutlich atmeten wir auf, als der Frieden kam, aber wenn ich an jene Zeit zurückdenke, lief in Hillgard House mehr oder weniger alles seinen gewohnten Gang. Die Schule war eine eigene triste kleine Welt. Lebensmittel waren weiterhin rationiert, womöglich sogar strenger als während des Krieges. Einmal war das Internat im Winter durch Eis und Schnee tagelang von der Außenwelt abgeschnitten.

Im Sommer 1948 waren wir mit der Schule fertig. Wir tauschten Geschenke aus – einen Ring, den ich in einer verstaubten Schachtel auf dem Kleiderschrank meiner Mutter gefunden hatte, und eine Brosche, die Janet von ihrer Patentante zur Taufe bekommen hatte. Wir schworen uns ewige Freundschaft. Ein paar Tage später war das Trimester zu

Ende und alles wurde anders.

Janet ging in ein Paukstudio in London, denn die Treevors hatten nun wohl doch erkannt, dass Hillgard House kein ideales wissenschaftliches Fundament für ein Studium gelegt hatte. Ich fuhr heim, half meiner Mutter im Haus und arbeitete ein paar Stunden in der Woche im Geschäft meines Vaters. Ich habe seither traurigere und beängstigendere Phasen erlebt, aber so trist wie damals ist mir mein Dasein nie wieder vorgekommen.

Nur die Arbeit im Geschäft machte mir Spaß. Zumindest war das eine nützliche Betätigung, bei der ich Kontakt mit anderen Leuten hatte. Hin und wieder durfte ich bedienen, meist aber beschäftigte mich mein Vater hinten mit der Buchführung oder Lagerhaltung. Auf dem Hof hinter dem Geschäft lernte ich das Rauchen.

Betrunken habe ich mich zum ersten Mal auf dem Tanzvergnügen eines Tennisklubs. Ein gewisser Angus versuchte mich in der Platzwartsbaracke zu verführen, das heißt, man hätte es schon fast eine Vergewaltigung nennen können. Ich gab ihm eins auf die Nase, das Blut spritzte, er ließ seinen Flachmann fallen, mit dem er mich in die Baracke gelockt hatte, und ich lief zurück zu den Lichtern und der Musik. Kurz danach sah ich ihn noch einmal.

Er hatte eine dicke Lippe und Blut auf dem Smokinghemd. »Musste aufs Klo«, hörte ich ihn zum Klubsekretär sagen, »und bin gegen eine Tür gerannt.«

Der Sekretär lachte und sah flüchtig in meine Richtung. Ich überlegte, ob Angus absichtlich laut gesprochen hatte, ob der Sekretär Bescheid wusste, ob es eine abgekartete Sache war.

So also lebte ich dahin und ein Ende war nicht abzusehen. Janet schrieb mir regelmäßig, und wir sahen uns ein- oder zweimal im Jahr, aber die frühere Vertrautheit fehlte. Sie studierte und hatte andere Freunde und Interessen.

»Warum gehst du nicht auch an die Uni?«, fragte sie, als ich sie in Oxford besuchte und wir in einem Café auf der High Street Tee tranken.

Ich zuckte die Schultern und zündete mir eine Zigarette an. »Weil ich nicht studieren will. Außerdem lässt mein Vater mich nicht. Er findet es unnatürlich, wenn Frauen sich weiterbilden.«

»Aber er würde dich doch bestimmt irgendwas lernen lassen?«

»Zum Beispiel?«

»Wozu hättest du denn Lust?«

Ich betrachtete mein Spiegelbild hinter Janets Kopf, das Rauch aus der Nase stieß, und hoffte, dass ich eine weltgewandte Figur machte. »Wenn ich das wüsste«, sagte ich.

Das war der eigentliche Haken. Langeweile schwächt die Willenskraft, es kommt so weit, dass man das Gefühl hat, keine Entscheidungen mehr treffen zu können. Ich sah nur die Gegenwart, die in eine sich endlos dehnende Zukunft überging.

Zwei Monate später änderte sich alles. Mein Vater starb. Und drei Wochen danach, am 19. Juli 1952, lernte ich Henry Appleyard kennen.

Erinnerungen umgeben die Vergangenheit mit dem Glanz des Unausweichlichen. Es ist verführerisch, davon auszugehen, die Vergangenheit sei nur so denkbar, wie sie sich tatsächlich abgespielt hat, dieses Ereignis könnte zwangsläufig nur jenem gefolgt sein. Wäre es so, hätten wir uns nichts vorzuwerfen.

Aber natürlich ist es nicht so. Ich hätte Henry nicht heiraten, hätte ihn nicht verlassen müssen. Und ich hätte nicht zu Janet in die Dunkle Herberge zu kommen brauchen.

In ihrem letzten Studienjahr in Oxford beschloss Janet, sich nach ihrem Abschluss Arbeit als Übersetzerin in London zu suchen. Möglicherweise konnte sie dabei auf die Beziehungen ihrer Mutter zurückgreifen. Sie erzählte mir davon, als wir – diesmal in ihrer zellengleichen Unterkunft in St. Hilda, ihrem College – beim Tee saßen.

»Möchtest du das denn?«

»Etwas anderes kann ich nicht.«

»Könntest du nicht hier an der Uni bleiben und forschen?«

»Wenn ich mit einer Drei abschließe, kann ich von Glück sagen. Ich taue nicht für die Wissenschaft, Wendy. Irgendwie habe ich das Gefühl, als ob ich gar nicht richtig hierhergehöre, als ob ich mich unter Vorspiegelung falscher Tatsachen eingeschlichen hätte.«

Ich zuckte die Schultern und beneidete sie um das, was man ihr geboten und was sie ausgeschlagen hatte. »Nette junge Männer gibt es in London bestimmt auch. Nicht anders als in Oxford.«

»Ja, vermutlich.«

Die Männer mochten Janet, weil sie schön war. Außerdem war sie nicht sehr gesprächig, sodass die Verehrer nach Herzenslust reden und renommieren konnten. Nach Möglichkeit machte Janet um diese Sorte Männer aber einen großen Bogen. Sie wünschte sich einen Sir Galahad, keinen pickligen Studenten aus Christchurch mit einem MG. Letztlich hat sie dann – wie wir alle – einen Kompromiss geschlossen. Sie bekam weder einen Sir Galahad noch den pickligen Studenten mit dem MG. Dafür bekam sie Hochwürden David Byfield.

Anfang 1952 kam er ein paar Tage nach Oxford, um in der Bodleian Library zu arbeiten. Er schrieb an einem Buch, einer Neudeutung des Werkes von Thomas von Aquin im Lichte der heutigen Theologie. In der Bibliothek sahen er und Janet sich zum ersten Mal. Es sei Liebe auf den ersten Blick gewesen, sagte Janet. »Er hat mich angeschaut, und da habe ich es gewusst.«

Auch jetzt noch habe ich Mühe, objektiv zu sein, wenn ich an David denke. Man muss wissen, dass er damals auffallend gut aussah. Die Leute drehten sich auf der Straße nach ihm um (das machten sie übrigens auch bei Janet). Er hatte Charme, genau wie Henry, aber anders als Henry war er sich dessen nicht bewusst und setzte ihn nicht gezielt ein. Er hatte sein Theologiestudium in Cambridge mit einem Einserexamen abgeschlossen. Später ging er an eine Theologische Hochschule, die Mirfield hieß.

»Jede Menge Schweißgeruch und Glockengeläut«, sagte Janet, »und unheimlich gescheite Männer, die keine Frauen mögen.«

»Bis auf David«, sagte ich.

»Ja«, erwiderte sie und wechselte das Thema.

Nach dem Abschluss in Mirfield hatte David zwei Jahre als Hilfspfarrer in einer Gemeinde bei Cambridge gearbeitet, aber als er Janet kennenlernte, war er schon Dozent an der Theologischen Hochschule Rosington. Sie verloren keine Zeit – einen Monat später waren sie verlobt. Wenige Wochen danach ergatterte David den Posten des Konrektors an der Theologischen Hochschule. Das sei eine schöne Stellung, schrieb Janet, mit guten Aufstiegschancen. Der Rektor sei alt und nur zu gern bereit, einen Großteil der Verantwortung auf David zu übertragen. Außerdem habe man David einen Sitz im Domkapitel angeboten, was ein nettes finanzielles Zubrot bedeute. Beim Bischof, dem Vorsitzenden des Kuratoriums der Theologischen Hochschule, habe er offenbar einen Stein im Brett. Das Beste sei, dass zu der Stellung auch eine Dienstwohnung gehöre, ein Haus auf der Domfreiheit, das sich die Dunkle Herberge nannte und noch Mauern aus dem Mittelalter hatte. Ein unheimlich romantischer Name, schrieb sie, wie aus Ivanhoe. Es sei ein bisschen zu groß für sie, aber sie würden sich einen Untermieter suchen.

Die Trauung fand in der Kapelle von Jerusalem College statt, wo David studiert hatte. Janet und David waren das reinste Märchenpaar, während ich allenfalls in ein Märchen wie Das hässliche junge Entlein gepasst hätte. Der Tod meines Vaters hatte mich sehr getroffen – nicht so sehr, weil ich ihn geliebt hatte, sondern weil ich nun nicht mehr hoffen konnte, er würde mich doch noch lieb gewinnen.

Dann sah ich auf der anderen Seite der Kapelle Henry stehen. Damals war er noch nicht dick, sondern allenfalls stattlich. Er trug einen Smoking, der ihm zu klein war. Wir sangen gerade einen Choral und er sah zu mir hin. Er hatte drahtiges, ziemlich aus der Form geratenes Haar und sehr ausgeprägte Augenbrauen, die in gerader Linie vom Nasenrücken nach oben verliefen. Er lächelte und ich sah rasch weg.

Ich habe noch ein Foto von Janets Hochzeit, aufgenommen im Hof von Jerusalem College. In der Mitte, mit der von Wren erbauten Kapelle im Hintergrund, stehen David und Janet und sehen aus, als hätten sie sich aus der Schlusszene einer Kinoschnulze dorthin verirrt. David hat Ähnlichkeit mit dem jungen Laurence Olivier – die gleichen scharf geschnittenen Züge und geblähten Nüstern, eine Mischung aus Empfindsamkeit und Dünkel. An einem Arm hat er Janet und sieht lächelnd auf sie hinunter, am anderen Arm hängt grimmig die alte Großmutter Byfield.

Henry und ich stehen ganz links, von dem glücklichen Paar durch eine Gruppe muffig dreinschauender Verwandter getrennt, darunter auch Mr. und Mrs. Treevor. Henry versucht halbherzig, die Zigarette in seiner Hand zu verbergen. Sein Bauch droht die Knöpfe seiner Weste abzusprennen. Mein Kleid zipfelt und ich trage ein albernes Hütchen mit Halbschleier. Ich weiß noch, dass ich dafür ein Vermögen bezahlt hatte in dem Glauben, es würde mir einen weltläufigen Anstrich verleihen. Damals wusste ich noch nicht, dass es Weltläufigkeit in Bradford nicht zu kaufen gab.

John Treevor sieht sehr eigentümlich aus. Es muss am Licht liegen, vielleicht stand er in einer Sonnenbahn. Auf dem Foto ist sein Gesicht ausgebleicht, eine lange schmale Maske mit zwei schwarzen Löchern statt der Augen und einem schwarzen Schlitz dort, wo der Mund sein müsste – als hätte man eine Kleiderpuppe aus einem Schaufenster

genommen und in einen Smoking gesteckt.

Gleich darauf, nachdem das letzte Foto im Kasten war, sprach Henry mich zum ersten Mal an. »Hübsch, der Hut.«

»Danke«, sagte ich, nachdem ich über die Schulter gesehen und mich vergewissert hatte, dass er auch wirklich mich meinte.

»Ich bin Henry Appleyard.« Er streckte mir die Hand hin. »Ein Freund von David aus Rosington.«

»Sehr erfreut. Ich bin Wendy Fleetwood. Janet und ich waren zusammen im Internat.«

»Ich weiß. Sie hat mich gebeten, ein bisschen auf Sie aufzupassen.« Er zwinkerte mir zu. »Aber Sie wären mir sowieso aufgefallen.«

Ich wusste nicht, was ich darauf sagen sollte, also sagte ich gar nichts.

»Kommen Sie.« Er nahm meinen Ellbogen und führte mich zu einer Tür. »Wir haben keine Zeit zu verlieren.«

»Wie meinen Sie das?«

Der Fotograf packte sein Stativ ein. Die Hochzeitsgesellschaft löste sich allmählich auf.

»Ich weiß zufällig, dass nur vier Flaschen Schampus da sind. Den letzten beißen die Hunde.«

Der Empfang war karg und langweilig. Die meiste Zeit stand ich an der Wand und tat, als störte es mich nicht, dass ich niemanden hatte, mit dem ich reden konnte. Ich biss lustlos an einem Sandwich herum und besah mir die Bilder. Nachdem Janet und David in die Flitterwochen aufgebrochen waren, stand plötzlich Henry wieder neben mir. Ich atmete auf.

»Was Sie brauchen«, sagte er, »ist ein Dry Martini.«

»Meinen Sie?«

»Unbedingt. Es gibt nichts Besseres.«

Später erfuhr ich, dass Henry ein Fachmann in Sachen Dry Martinis war – wie man sie mixte, wie man sie trank, wie man sich am nächsten Morgen schnellstmöglich von ihren Nachwirkungen erholte.

»Und Sie glauben nicht, dass uns das jemand übel nimmt?«

»Warum denn? Schließlich hat Janet Sie mir ans Herz gelegt. Gehen wir in die University Arms.«

Auf dem Weg dorthin fragte ich: »Sind Sie auch an der Theologischen Hochschule?«

Er lachte laut auf. »Um Himmels willen, nein. Ich unterrichte an der Chorschule auf der Domfreiheit. David ist mein Hauswirt.«

»Sie sind der Untermieter der Byfields?«

Er nickte. »Und Haus- und Hofnarr. Ich Sorge dafür, dass David sich nicht zu ernst nimmt.«

Zwei Stunden lang fühlte ich mich bei ihm so geborgen wie vor Jahren Janet bei mir. Ich wollte so gern glauben, dass ich eine ganz normale junge Frau war und obendrein intelligent, geistreich und schön, und Henry ließ durchblicken, dass er all diese Eigenschaften in mir sah. Es war wunderbar und tröstete mich ein wenig darüber hinweg, dass a) Janet geheiratet hatte, b) vor mir und c) einen Mann wie David, der zwar Geistlicher war, aber trotzdem ein hinreißender Typ.

Weil Henry so nett zu mir war, erfuhr er viel über mich. Ich erzählte ihm von meiner Familie, vom Tod meines Vaters, von unserem Geschäft und von meinem täglichen Leben. Ich spürte, wie der Alkohol mich wie ein Lift in immer luftigere Höhen beförderte. Ich fand es schön, in der Bar eines eleganten Hotels Dry Martinis zu trinken. Ich fand es schön, mich in dem großen Wandspiegel zu betrachten, in dem ich schlanker als sonst wirkte, geheimnisvoller, mondäner. Ich fand es schön, dass meine Nervosität wie weggeblasen war. Und vor allem fand ich es schön, mit Henry zusammen zu sein.

Er nahm sich Zeit. Nach zwei Martinis lud er mich in den University Arms zum Essen ein. Dann bestand er darauf, mich im Taxi in das kleine Hotel in der Huntington Road zurückzubringen, in dem Janet mich einquartiert hatte. Erst vor dem Hotel wagte er eine winzige Intimität. Er streifte meine Hand und fragte, ob er mich wiedersehen dürfe.

Ich sagte Ja und wollte ihn daran hindern, das Taxi zu zahlen.

»Stimmt so.« Er winkte ab, als der Fahrer herausgeben wollte, und lächelte mir zu.

»Das hat Janet alles schon bezahlt.«